■The Atlantic World

Thomas Benjamin, The Atlantic World. Europeans, Indians and their Shared History, 1400–1900, Cambridge (Cambridge University Press) 2009, 721 S., 60 Abb., 40 Karten, 38 Tab., 37 Quellentexte, 86 € (geb.), 36 € (Tb.)

Ob sich die seit dem 15. Jahrhundert über den Atlantischen Ozean gespannten Verbindungen und Austauschbeziehungen zwischen Europa, Westafrika und den beiden Amerikas zu einer kohärenten »Atlantischen Welt« verdichteten, welche allenthalben durch die wechselseitige Durchdringung und Dynamisierung von Wirtschaftsweisen, Herrschaftsstrukturen, sozialen und kulturellen Praktiken gekennzeichnet war, ist seit einigen Jahren Gegenstand wissen-

schaftlicher Debatte. Kontrovers diskutiert werden schließlich auch die Reichweite des Raums, Beginn und Ende des Atlantischen Zeitalters und dessen – verschiedentlich argumentierte – Auflösung in der zunehmend global verflochtenen Welt des 19. Jahrhunderts sowie nicht zuletzt die Frage, ob die atlantischen Ströme von Menschen, Waren und Ideen eine um die wechselseitige Verbundenheit wissende kulturelle Selbst- und Weltsicht in den Anrainergesellschaften hervorbrachten.

Die umfangreiche Gesamtdarstellung des US-amerikanischen Historikers Thomas Benjamin, der an der Central Michigan University lehrt und forscht, reiht sich in die beachtliche Fülle synthetisierender Darstellungen und regionaler Einzelstudien ein, die der »atlantizistischen« Strömung zugerechnet werden können. Nicht weniger als die »totale Geschichte eines großen Ozeans und der ihn umgebenden Gesellschaften, Königreiche, Händler, Imperien und vieles mehr« beansprucht Benjamin darzustellen und dabei Westeuropa, West- und Zentralafrika sowie die Amerikas inklusive der Karibik gleichrangig zu berücksichtigen. Mit seinem ambitionierten Vorhaben, die aus der folgenreichen Begegnung und Interaktion von Europäer/innen, Westafrikaner/innen und »Indianer/innen« (sic!) resultierende langfristige Geschichte einer wechselseitigen, von Partnerschaft und Ausbeutung durchwirkten Abhängigkeit zu erzählen, richtet er sich an ein breiteres, vorwiegend studentisches Lesepublikum. Diesen Adressaten entspricht er nicht nur im – erfolgreichen – Bemühen um einen flüssigen, verständlichen Duktus seiner Darstellung, sondern auch durch die zahlreichen beigegebenen Karten, Abbildungen, Tabellen sowie ins Englische übersetzten Auszüge aus – zeitlich und regional breit aufgefächerten – Primärquellen und schließlich durch den Verzicht auf Literaturbelege und Anmerkungen in Fuß- oder Endnoten. So sehr sich sein im Studienbuchformat konzipiertes Werk somit für den Gebrauch in einführende Lehrveranstaltungen zur Atlantischen Geschichte empfiehlt, so wirft die konsequent narrative Darstellung doch auch eine Reihe von Problemen auf. Mangels Hinweisen auf die jeweilige Forschungslage entsteht der Eindruck, die betreffenden Anrainerregionen der Atlantischen Welt seien bereits gründlich historisch erforscht, was beispielsweise auf Westafrika oder Lateinamerika keineswegs zutrifft. Divergierende Deutungen, unterschiedliche theoretische oder konzeptionelle Zugänge zur Atlantischen Welt (etwa im Anschluss an die Weltsystemtheorie) bleiben weitgehend unerwähnt, was eine – in der gegenwärtigen atlantischen Forschungslandschaft nicht beobachtbare – Einmütigkeit suggeriert.

Wenig überraschend hat Benjamin seine in drei Teile gegliederte Darstellung chronologisch aufgebaut: In den vier Kapiteln des ersten Teils thematisiert er im Anschluss an eine historische Bestandsaufnahme ante quo – den politisch-gesellschaftlichen Strukturen der Anrainergesellschaften gewidmet – die »europäische Öffnung des Atlantischen Ozeans« seitens der Portugiesen und Spanier und gibt einen »Überblick« über die aus den iberischen Allianzen und Eroberungen in Afrika und den Amerikas »geschmiedeten« frühen atlantischen Imperien des 16. und 17. Jahrhunderts.

Vier von fünf Kapiteln des zweiten Teils beschäftigen sich mit der vornehmlich in offenen und verdeckten Seeschlachten sowie kontinental-europäischen Kriegszügen forcierten Neuordnung der Atlantischen Welt im 17. und 18. Jahrhundert. Benjamin beschreibt hier die Begründung französischer, britischer und niederländischer maritimer Imperien sowie die überwiegend gewaltförmigen Dynamiken der Transformation indigener Gesellschaften in den Amerikas, die aus kolonialen Projekten und europäischen Migrationsströmen sowie der Intensivierung des Atlantischen Sklavenhandels und der Plantagensklaverei resultierten.

Im dritten Teil nimmt Benjamin schließlich das bewegte »lange« 18. Jahrhundert in den Blick, das er mit dem französisch-britischen Kampf um die Vorherrschaft im Atlantik (Siebenjähriger Krieg) beginnen lässt. Ein Glanzlicht setzen hier die beiden spannend zu lesenden Kapitel über die Wechselwirkungen und ideengeschichtlichen Transferprozesse, welche die rasch aufeinander folgenden Revolutionen in den britischen Siedlungskolonien in Nordamerika, Frankreich und Saint-Domingue (Haiti), jedoch auch die später einsetzenden Unabhängigkeitskämpfe in Neuspanien (Mexiko, Venezuela, Bolivien, Argentinien, Kuba) prägten. In vergleichender dichter Beschreibung zeigt Benjamin die verschiedenen revolutionären Bewegungen als eng mit einander verflochtene Artikulationen des auf liberalen politischen Prämissen aufruhenden Kampfes um Freisetzung und Gleichberechtigung, den auch die subalternen und versklavten Bevölkerungsgruppen in den Amerikas zu dem ihren machten und somit einen irreversiblen Prozess einleiteten, der schließlich, wie im letzten Kapitel ausgeführt, in die Bewegung zur Abschaffung von Sklavenhandel und Sklaverei – und in letzter Konsequenz in die (Selbst-)Auflösung der Atlantischen Welt einmündete. Diese überzeugend argumentierte Epochenzäsur rundet Benjamins Darstellung ungleich aussagekräftiger ab als seine vagen und streckenweise kryptischen Bemerkungen zur Entwicklung »unserer modernen oder globalen Welt« im kurzen Epilog.

In den Kapiteln zum revolutionären Atlantik sowie einem den Partnerbeziehungen zwischen europäischen Männern und europäischen, amerikanischen und afrikanischen Frauen gewidmeten Abschnitt gelangt Benjamins Werk über die solide und auf einschlägige Fachpublikationen gestützte, aber Forschungsinteressierten wenig Neues bietende europazentrierte Gesamtdarstellung hinaus. Hier – und leider nur hier – entfaltet und illustriert er seine These des *encounter*, die er als – transversalen – roten Faden seiner Geschichtserzählung verstanden sehen will: nämlich zu zeigen, wie Europäer/innen, Afrikaner/innen und »Indianer/innen« (sic!), angefangen mit den ersten Begegnungen an der westafrikanischen Küste und in der Karibik, immer wieder aneinander Maß genommen haben, wie sie in Beziehungen eintraten, die sich seitens aller Beteiligten durch interessengeleitete, die jeweiligen Handlungszwänge und -spielräume auslotende, potentiell widerständige und anpassungsfähige Kreativität auszeichneten und in vielgliedrigen hegemonial strukturierten Partnerschafts- und Ausbeutungsverhältnissen niederschlugen.

Soweit sich dies mit Blick auf den breiten periodischen und geographischen Zuschnitt des Untersuchungsgegenstandes überhaupt einschätzen lässt, trägt Benjamin dem regionalwissenschaftlichen Forschungsstand zum europäischen und amerikanischen Atlantik insgesamt angemessen Rechnung, obgleich einige prominente Auslassungen ins Auge fallen. Genannt seien vor allem die Arbeiten von Sidney Mintz, die zum Verständnis des komplexen Zusammenwirkens lokal überaus unterschiedlich organisierter Sklaven-, Kontrakt- und Zwangsarbeitsverhältnisse in der Karibik unverzichtbar sind, oder Dale Tomichs wegweisende Forschungen zur *second slavery*, der im 19. Jahrhundert intensivierten Plantagensklaverei in Brasilien, Kuba oder den Südstaaten der USA.

Schwerer wiegt jedoch Benjamins unzulängliche und über weite Strecken unterbelichtete Darstellung der afrikanischen Seite seiner Atlantischen Welt. Sie zeichnet sich nicht nur durch ärgerliche Begriffsentstellungen (so Ibgo statt Igbo) und geographisch falsche Zuordnungen (etwa die Verlagerung der Insel Gorée in den Gambiafluss), sondern vor allem durch substantielle Mängel in der Aufarbeitung des Forschungsstandes aus. Benjamins Porträt von Afrika ist das despotischer, in Sklavenhandel und Sklaverei geübter Aristokratien, denen es in erster Linie darum zu tun war, bäuerliche und unfreie Arbeitskräfte über die Sahara oder den Atlantik zu verkau-

fen. Er erwähnt weder die Implikationen, welche der intensivierte Sklavenhandel des 17. und 18. Jahrhunderts in stratifizierten und segmentären Gesellschaften – mit und ohne Sklaven, dem Atlantik zu- oder abgewandt – zeitigte: soziopolitische Erosionen, Hungerkrisen, Bevölkerungsverschiebungen (Boubacar Barry), noch die im selben Zeitraum einsetzenden Jihad-Bewegungen in Nordwest- und Westzentralafrika, aus denen unterschiedlich konfigurierte muslimische Frontiergesellschaften hervorgingen, in denen Versklavung und Deportation neu verhandelt wurden (James Searing, John Hanson, James Webb, Paul Lovejoy, David Robinson und andere). Den islamischen Faktor in die Betrachtung einzubeziehen, hätte Benjamin nicht nur erlaubt, sein apodiktisches Statement kritisch zu überdenken, das revolutionäre Zeitalter sei an Westafrika spurlos vorbeigegangen, sondern auch etwa den über den Atlantik gespannten muslimischen Netzwerken (Bahia – Untere Guineaküste) auf die Spur zu kommen (Robin Law). Inakzeptabel ist mit Blick auf die Kontinuität unfreier Arbeitsverhältnisse im Übergang zum kolonial konnotierten »legitimen Handel« während des gesamten 19. Jahrhunderts (Frederick Cooper) schließlich das schlichte Postulat, Westafrika sei die *abolition* von Briten und Engländern »gebracht« worden.

Ungeachtet der unbestritten verdienstvollen synthetisierenden Leistung Benjamins handelt es sich bei dieser auktorialen Geschichtserzählung »eines großen Ozeans« um ein zutiefst nordatlantisch zentriertes Buch und sollte Studierenden der *New Atlantic History* auch als solches präsentiert werden.

Brigitte Reinwald (Hannover)